



**Carmen Maria
Machado**

**Das Archiv
der Träume**

Roman

**Aus dem Englischen
von Anna-Nina Kroll**

Büchergilde Gutenberg

Die Zitate auf S. 19 und 93 stammen aus:
Sappho, »Strophen und Verse«, übs. u. hsg. v. Joachim Schickel.
© der Übersetzung Insel Verlag Leipzig 1978.
Patricia Highsmith, »Carol oder Salz und sein Preis«, übs. v.
Melanie Walz. © 2005, 2021 Diogenes Verlag AG Zürich.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»In the Dream House«
im Verlag Graywolf Press, Minneapolis
© 2019 by Carmen Maria Machado

Lizenzausgabe für die Mitglieder der
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Zürich, Wien
Mit freundlicher Genehmigung des Tropen Verlags
© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
1. Auflage 2022

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Einbandgestaltung: Clara Scheffler
Gesetzt von C.H.Beck.Media-Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7354-6

www.buechergilde.de

*Wenn du dieses Buch brauchst,
dann ist es für dich*

Assoziationen schichtet man wie
Ziegelsteine übereinander. Erinnerung
an sich ist eine Form der Architektur.

LOUISE BOURGEOIS

Wenn du deine Schmerzen verschweigst,
wird man dich umbringen und noch sagen,
du hättest es genossen.

ZORA NEALE HURSTON

Und wie müde dein Kopf ist. Dein Kopf ist so müde, dass er gar nicht mehr funktioniert. Du denkst nicht. Du träumst. Träumst den lieben langen Tag. Träumst nur noch. Träumst böseartig und ohne Ende. Ist dir das denn immer noch nicht klar?

PATRICK HAMILTON, *GASLIGHT*

Das Traumhaus als VORSPIEL

Ich lese Vorworte nie. Ich finde sie langweilig. Wenn es so wichtig ist, was die Schreibenden zu sagen haben, warum verbannen sie es dann in den Paratext? Was haben sie zu verbergen?

Das Traumhaus als VORWORT

In ihrem Essay »Venus in Two Acts«, in dem es um fehlende Zeitzeugenberichte zur Sklaverei aus afrikanischer Sicht geht, spricht Saidiya Hartman von der »Gewalt des Archivs«. Dieses Konzept, das auch »das Schweigen der Archive« genannt wird, veranschaulicht eine schmerzhaft Wahrheit: Manchmal werden Geschichten vernichtet, und manchmal werden sie gar nicht erst geäußert. So oder so tut sich eine sehr große Lücke in unserer kollektiven Geschichtsschreibung auf.

Der Begriff *Archiv*, erklärt uns Jacques Derrida, kommt vom altgriechischen ἀρχεῖον: *arkheion*, »das Haus des Herrschenden«. Als mir diese Erklärung zum ersten Mal begegnete, war ich ganz begeistert, dass der Begriff *Haus* darin vorkommt (als große Freundin von Spukhausgeschichten habe ich eine Schwäche für Architekturmetaphern), aber den eigentlichen Aufschluss gibt das Element der Macht, der Autorität. Die Entscheidung darüber, was ins Archiv aufgenommen und was ausgelassen wird, ist ein politischer Akt, den die Archivarin und der politische Kontext bestimmen, in dem sie lebt. Egal, ob es sich dabei um einen Elternteil handelt, der bestimmt, welche Dinge aus Kindheit und früher Jugend des Aufhebens wert sind, oder – wie im Falle der überall in Europa verlegten Stolpersteine – um einen ganzen Kontinent, der sich öffentlich mit seiner Vergangenheit auseinandersetzt. *Hier hat Sebastian die ersten Schritte mit seinen kleinen dicken Patschefüßchen gemacht; hier ist das Haus, in dem Judith gewohnt hat, als wir sie in den Tod geschickt haben.*

Manchmal werden die Zeugnisse gar nicht erst ins Archiv aufgenommen – sie werden nicht als wichtig genug angesehen, um sie zu erfassen, oder falls doch, nicht wichtig genug, um sie aufzubewahren. Manchmal gibt es einen vorsätzlichen Akt der Zerstörung: zum Beispiel im Fall der recht unzweideutigen Briefe zwischen Eleanor Roosevelt und Lorena Hickok, die von Hickok ihres offenherzigen Inhalts wegen verbrannt wurden. Jener war ziemlich sicher erotischer Natur und gay bis zum Gehtnichtmehr, vor allem wenn man bedenkt, was alles nicht verbrannt wurde. (»Ich verzehre mich schon danach, dich wiederzusehen.«)¹

Der kürzlich verstorbene Queer-Theoretiker José Esteban Muñoz erklärte, Queerness habe »ein besonders gestörtes Verhältnis zu Zeugnissen. [...] Wenn man als Historiker*in queeren Erlebens versucht, eine queere Vergangenheit zu dokumentieren, gibt es oft einen Pförtner, nämlich eine heterosexuelle Gegenwart.« Was bleibt also? Lücken, in denen Menschen sich nicht wiedererkennen, keine Informationen über sich finden. Löcher, die es unmöglich machen, sich in einen Kontext einzuordnen. Spalten, in denen Menschen verschwinden. Undurchdringliches Schweigen.

Das vollständige Archiv ist ein Mythos, nur möglich in der Theorie; irgendwo in Jorge Luis Borges' *Totaler Bibliothek* vielleicht, begraben unter der detaillierten Geschichte der Zukunft und seinen Träumen und Halbträumen im Morgengrauen des 14. August 1934. Aber versuchen können wir es. »Wie erzählt man unmögliche Geschichten?«, fragt Hartman und schlägt verschiedene Methoden vor: »fundierte Spekulationen anstellen«, »die Kapazitäten des Konjunktivs ausschöpfen (eines grammatischen Modus, der

1 Eleanor Roosevelt an Lorena Hickok, 17. November 1933.

Zweifel, Wünsche und Möglichkeiten ausdrückt)«, Geschichte schreiben »mit dem Archiv und dagegen an«, »imaginieren, was nicht belegbar ist.«

Die misshandelte Frau gibt es selbstverständlich schon so lange, wie der Mensch zu psychologischer Manipulation und zwischenmenschlicher Gewalt fähig ist, aber als allgemein bekanntes Konzept existiert es – genau wie die Misshandelte – erst seit etwa fünfzig Jahren. In der queeren Community ist der Diskurs über häusliche Gewalt sogar noch jünger und noch verschatteter. Wenn wir uns die Formen anschauen, die Gewalt in Beziehungen heutzutage annehmen kann, entpuppt sich jedes neue Konzept – das männliche Opfer, der weibliche Täter, queere Misshandelnde und queere Misshandelte – als ein weiteres Gespenst, das schon immer da war und im Haus des Herrschenden herumgespukt ist. Heutige Akademiker*innen, Schriftsteller*innen und Denker*innen haben neues Handwerkszeug, mit dem sie sich durch die Archive wühlen können, genau wie Historiker*innen und Gelehrte die Vergangenheit auf ihr Verständnis von zeitgenössischer queerer Sexualität abgeklopft haben. Überleg mal: Was haben diese Löcher für eine Struktur? Wo verstecken sich die Textlücken? Wie bewegen wir uns in Richtung Vollständigkeit? Wie gehen wir richtig mit den falsch behandelten Menschen der Vergangenheit um, ohne handfeste Beweise für ihr Leiden zu haben? Wie können wir unsere Geschichtsschreibung in eine gerechtere Richtung lenken?

Ein autobiografischer Text ist im Grunde auch ein Akt der Wiedererweckung. Wer über seine Erinnerungen schreibt, stellt Vergangenheit wieder her, rekonstruiert Wortwechsel. Gibt Ereignissen, die lange geruht haben, eine Bedeutung. Verflucht Erinnerung, Essay, Fakt und persönliche Wahrnehmung miteinander, ballt sie zu einer Kugel zusammen und rollt sie aus. Man manipu-

liert die Zeit, reanimiert die Toten. Setzt sich selbst und andere in den notwendigen Kontext.

Ich trage ins Archiv ein, dass häusliche Gewalt zwischen Partner*innen mit der gleichen Geschlechtsidentität möglich und nicht unüblich ist und dass diese in etwa wie folgt aussehen kann. Ich spreche in die Stille hinein. Ich werfe den Stein meiner Geschichte in eine gewaltige Schlucht, ermittle das Ausmaß der Leere anhand des leisen Aufschlags.



Eros löst meine Glieder und stört mich auf,
bittersüßes, entmachtendes Ungetier.

SAPPHO

Das Traumhaus als NICHT-METAPHER

Du hast sicher schon mal vom Traumhaus gehört. Wie du also weißt, ist es ein realer Ort. Es steht aufrecht. Neben einem Wald, am Rand einer Wiese. Es hat ein Fundament, aber die Gerüchte über einbetonierte Leichen sind ziemlich sicher erfunden. Früher gab es eine Schaukel, aber jetzt baumelt an dem Ast nur noch ein Seil mit einem einzelnen Knoten im Wind. Vielleicht hast du Geschichten über den Vermieter gehört, aber ich versichere dir, sie sind nicht wahr. Schließlich ist der Vermieter kein einzelner Mensch, sondern eine ganze Universität. Mit den Vermietern könnte man eine Kleinstadt füllen. Stell dir das mal vor!

Die meisten deiner Annahmen sind korrekt: Es hat Böden, Wände, Fenster und ein Dach. Und wenn du annimmst, dass es zwei Schlafzimmer gibt, dann hast du sowohl recht als auch unrecht. Wer sagt, dass es nur zwei gibt? Jedes Zimmer kann Schlafzimmer sein, man braucht nur ein Bett – nicht mal das. Man muss bloß darin schlafen. Den Zweck eines Zimmers bestimmt, wer es bewohnt. Dein Handeln ist mächtiger als die Pläne jedes Architekten.

Ich betone das so, weil es wichtig ist, im Kopf zu behalten, dass das Traumhaus echt ist. Es ist so echt wie das Buch, das du in der Hand hältst, wenn auch weniger angsteinflößend. Wenn ich wollte, könnte ich dir die Adresse geben, dann könntest du selbst hinfahren und dir auszumalen versuchen, was sich in diesem Traumhaus abgespielt hat. Ich würde es nicht empfehlen. Aber du könntest es machen. Niemand würde dich daran hindern.

Das Traumhaus als SCHELMENROMAN

Bevor ich die Frau aus dem Traumhaus kennenlernte, wohnte ich in einem winzigen Dreizimmerhaus in Iowa City. Die reinste Bruchbude: Sie gehörte einem Slumlord, fiel allmählich auseinander und war mit einem bunten Strauß an Alptraumrequisiten gespickt. Es gab einen von oben bis unten roten Kellerraum – wir nannten ihn die Mordkammer –, der zu allem Überfluss auch noch mit einer Geheimluke und einem toten Festnetztelefon ausgestattet war. An anderer Stelle im Keller streckte eine lovecraftsche Heizungsanlage ihre Tentakel ins übrige Haus hinauf. Bei hoher Luftfeuchtigkeit schwoll die Haustür in ihrem Rahmen an und ließ sich nicht mehr öffnen wie ein blaues Auge. Als Pockennarbe prangte eine Feuerstelle auf dem riesigen Grundstück, das von Giftefeu, Bäumen und einem vor sich hin rottenden Zaun umgeben war.

Ich wohnte dort mit John und Laura und ihrer Katze Tokyo. Die beiden waren ein Paar, langbeinig und blass, in Florida zusammen aufs Hippie-College gegangen und nach Iowa gekommen, um ihren Master zu machen. Sie waren der Inbegriff von Florida Camp und Verschrobenheit, und am Ende der einzige Grund dafür, dass Iowa post-Traumhaus nicht völlig unten durch war bei mir.

Laura sah aus wie ein altmodischer Filmstar: großäugig und ätherisch. Sie hatte einen trockenem, verächtlichen, bitterbösen Humor, sie schrieb Gedichte und studierte Bibliothekswissenschaft. Sie wirkte auch wie eine richtige Bibliothekarin, wie ein weises Vermittlungsportal allgemein zugänglichen Wissens, als

könnte sie einen jederzeit überall hinbringen. John hingegen sah aus wie eine Mischung aus Grunge-Rocker und exzentrischem Professor, der Gott gefunden hat. Er legte Kimchi und Sauerkraut in riesigen Schraubgläsern ein, die er wie ein durchgeknallter Botaniker auf der Anrichte in der Küche aufreichte. Einmal verbrachte er eine ganze Stunde damit, mir die Handlung von *Gegen den Strich* bis ins kleinste Detail nachzuerzählen, inklusive seiner Lieblingszene, in der der exzentrische, unsympathische Antiheld den Panzer einer Schildkröte mit exotischen Edelsteinen besetzen lässt, woraufhin das arme Tier unter dem Gewicht zugrunde geht. Als ich John kennenlernte, sagte er: »Ich hab ein neues Tattoo, willst du mal sehen?« Ich sagte: »Klar«, und er: »Okay, das sieht jetzt erst mal aus, als würde ich meinen Schwanz rausholen, aber das mach ich nicht, ich schwör«, und als er daraufhin ein Bein seiner kurzen Hose hochzog, kam auf seinem Oberschenkel eine selbstgestochene umgedrehte Kirche zum Vorschein. »Ist das eine umgedrehte Kirche?«, fragte ich, und er lüpfte grinsend die Augenbrauen – nicht anzüglich, sondern ehrlich verschmitzt – und sagte: »Umgedreht für wen?« Als Laura einmal in Bikinioberteil und abgeschnittenen Jeans aus ihrem gemeinsamen Zimmer kam, schaute John sie voll echter, unkomplizierter Liebe an und sagte: »Alter, wie gerne ich dir gerade ein Wasserloch graben würde.«

Wie eine Schelmin habe ich mein Erwachsenenleben damit zugebracht, von Stadt zu Stadt zu ziehen und an jedem Stopp Gleichgesinnte aufzugabeln, eine Gruppe (ein Fähnlein, ein kleines Götümmel) von Beschützer*innen, die auf mich aufpasste. Meine Collegefreundin Amanda, mit der ich zusammenwohnte, bis ich zweiundzwanzig war, und die mich mit ihrem scharfen, logischen Verstand, ihrer unerschütterlichen Art und ihrem trockenen

Humor bei meiner Entwicklung von der aufgelösten Jugendlichen zur aufgelösten halbwegs Erwachsenen begleitete. Anne – Rugbyspielerin mit pinken Haaren und die allererste Vegetarierin und Lesbe, der ich begegnete –, die wie eine gütige Homo-Göttin über mein Coming-out wachte. Leslie, die mich mit Brie, Zwei-Dollar-Wein und Schmusestunden mit ihren Haustieren durch meine erste schlimme Trennung coachte. Eins dieser Tiere war eine gedrungene braune Pit-Bull-Dame namens Molly, die mir das Gesicht ableckte, bis ich vor Lachen nicht mehr konnte. Alle, die mein LiveJournal lasen und kommentierten, das ich zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig gewissenhaft führte und dabei mein Herz einem bunten Haufen aus Dichter*innen, queeren Freaks, Programmierer*innen, Rollenspieler*innen und Fanfictionschreiber*innen ausschüttete.

John und Laura gehörten auch dazu. Sie waren immer da, miteinander auf die eine und mit mir auf eine andere Art vertraut, als wäre ich ein geliebtes Geschwisterkind. Natürlich war es nicht ihre Lebensaufgabe, über mich zu wachen, sie waren die Hauptfiguren in ihren eigenen Geschichten.

Aber diese Geschichte hier? Die gehört mir.